

Die blaue Stunde

Wir sind hierher gekommen über einen schmalen Pfad in der Dämmerung der Nacht,
über die Berge meiner Heimat.

Auferstehen

Ja, wir werden auferstehen
in strahlendem Licht
und mit Haut und Haar,
aber sonst ist alles gleich,
keine Fata Morgana.

Und wir schauen uns verwundert um.
Nur dass es da keine Bäume gibt,
keine Pflanzen.
Kein Tier, nur wir.
Allein.

Und ganz langsam wird es uns klar,
dämmert es uns:
Wir hatten es schon, das Paradies
und den Himmel auf Erden.

Je älter ich werde, desto mehr glaube ich an die Dinge, die ich nicht sehe.

Du bist aus meinem Leben gegangen, ganz leise. Hast andere Räume betreten.
Und manchmal im Traum besuchst du mich.
Gegen alle Vernunft, wir werden uns wiedersehen.

Die Schönheit dieser Erde.
Nicht von uns geschaffen, nicht von uns gemacht.
Schaut hin.
Wir sind auf dem besten Wege, sie zu zerstören.

Gott ist kein Mann und keine Frau.
Es geht in dir und mir, in jedem Tier.
Es ist in allem, was lebt und weht.
Das ist mein Gebet.

Was wüsste ich denn wirklich, was würde ich über Wolken sagen können, ihr
ständig sich wandelndes Wesen, wenn ich genau erklären könnte, rein
physikalisch, wie sie zustande kommen?
Und die Farben des Himmels erst. Noch spät am Abend, wenn es schon dunkle Nacht
ist, leuchten sie in meiner Seele.

Es gibt einen Zusammenhang, warum wir unsere Alten in Heime sperren und sie erst
wieder anschauen, wenn sie im Sarg liegen, zurecht gemacht, wenn überhaupt, und
einem tief purpurroten Sonnenuntergang hinter Hochhäusern und dem Heraufdämmern

der Nacht. Wir haben keine Angst mehr wie die Menschen in vergangenen Kulturen, dass die Sonne am nächsten Morgen nicht wieder kommt. Lassen die Rollläden runter, schalten den Fernseher aus und legen uns ins Bett.

Was,

wenn das Leben danach hier wäre, am gleichen Ort, mit den gleichen Räumen, den Menschen und Straßen und wir wüssten, wir sähen es nur nicht. Schauen nach oben, in den blauen Himmel, in die Weite des unendlichen Raumes wie eh und jeh und bei Nacht in die Sterne, lauschen dem Wind in den Bäumen und schwimmen in Gedanken die Milchstraße entlang.

Wir sollten uns Gott eher
wie eine Große Mutter,
etwas Mütterliches vorstellen,
sagt Mechthild von Magdeburg
im frühen Mittelalter.
Ich gehe durch den Wald,
zwischen den hohen Stämmen
und dem Geäst der Bäume,
bis mein eigenes Denken aufhört.
Bin ganz weg von mir,
nur mit meinem Tier.

Wie nah der Schlaf in der anderen nicht sichtbaren Welt zuhause ist,
wie nah der Schlaf des Todes Bruder ist und wir nichts ahnend im Bett liegen
in der Nacht ...
Wie wenn man durch eine Tür geht und sie ganz leise hinter sich zumacht.
Ich hörte, ganz klar und deutlich, wie mein Hund sich schüttelte.
Von dem Geräusch wachte ich auf, aber kein Hund und die Wohnung, der Platz, leer
und alles still.

Es gibt im Neuen Testament nicht ein einziges Wort darüber, wie wir mit Pflanzen
und Tieren umgehen sollen.

Und was und ob sie uns etwas wert sein sollen. Im Petrusbrief (2,12) wird
lediglich von „unvernünftigen Tieren“ gesprochen, die als „Naturwesen“ zum
„Gefangenwerden und Umkommen geboren sind“. Und ca. zweitausend Jahre später
sieht die Realität so aus, wie wir bei Gail A. Eisnitz in dem Buch „Tiere essen“
nachlesen können. Wir können aber auch einfach nur in den nächsten Schlachthof
gehen:

„Die Mehrzahl von Kühen, die sie aufhängen ist noch am Leben. Sie öffnen sie.
Sie sind immer noch am Leben. Ihre Füße sind abgeschnitten. Sie haben ihre Augen
weit aufgerissen und sie weinen.
Sie schreien, und du kannst sehen, wie ihnen die Augen fast rausspringen.“

Das Schwarz der Erde, die Äcker,
dampfend und schwer atmend
wie ein großes Grab und darüber
der nachtblaue klare Himmel,
das Singen der Sterne.

Kein Baum ist wie der andere,
kein Ast ist wie der andere gewachsen.
Und auch kein Blatt dem andern gleich.

Schon in der zarten Knospe nicht und nicht im Flug, wenn es zu Boden fällt.

Der Frühling, der Sommer,
der Herbst und der Winter,
der Morgen, der Mittag,
der Abend und die Nacht.
Ich hab zwei Füße, und er ...
aller guten Dinge sind vier,
sagte ich gestern zu meinem Tier ...

Ein kleiner grasgrüner Laub-Frosch in meiner Hand. Vier kleine nasse Füße. Fünf Monate später spüre ich immer noch, wo er saß. Und sehe noch, wie er aus der Hand springt. Er wollte ins Haus, der Winter stand vor der Tür. Ich habe ihm ein Laubhaus gebaut und hoffe, er hat den Winter dort überlebt. Nie mehr werde ich vor marmornen Säulen, hohen Türmen, Hochhäusern und Palästen aus Glas staunend stehn.

Die Toten müssen sich erst an ihren „Nichtkörper“ gewöhnen, verstehen nicht und sind regelrecht verzweifelt, dass sie nicht mehr wahrgenommen werden, niemand mit ihnen spricht. Ungewohnt ihr neues Sein. Sagte mir jemand. Neunundvierzig Tage ist die Seele der Toten noch unter uns, um uns, sagt man im Buddhismus. Von Hunden sagt niemand etwas. Und anderen Tieren auch nicht. Im alten Ägypten waren sie uns noch heilig und unsere Seele ein Vogel, der in die Sonne flog. Nach Hause.

Etwas von der großen Kraft eines Baumes, seinem Wesen, zeigt sich auch noch, wenn er am Boden liegt und verwest und verfault. Er ist nicht tot wie wir, wenn wir den letzten Atemzug getan haben. Käfer und viele andere kleine Tiere leben darin. Und er ist überzogen von einem frischen satten dunkelgrünem herrlich duftendem weichen Moos.

Die großen Religionen haben das Paradies immer in andere, nicht sichtbare Welten verortet. Hier alles schlecht gemacht und schlecht geredet. Tiere haben nur einen niederen Instinkt und den Pflanzen, den Steinen und der Erde, aus der wir doch geformt sein sollen von Gottes Händen, eine Seele aberkannt. Sie haben damit u.a. auch die elementaren Grundlagen in unserer Wahrnehmung, in unserem Bewußtsein geschaffen für ein immer mehr wollen, und einen Fortschritt, der uns um alles bringen wird - das Leben auf dies